

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

40]

Roman von Max Kreyer.

Sie fragte nicht mehr; aber sie hätte schreien mögen, denn zu dem einen Unheil gesellte sich das andre. Still schlich sie wieder ins Atelier, wo Sörgel gerade aufgetaucht war, der sich bereits ausgeschält hatte und vergnügt grinsend vor Lorensen stand, als wollte er ihm zurufen: „Siehst Du, da bin ich wieder. Jetzt wage es nur, mich hinauszurufen!“ In seinem wettergebräunten Gesicht hob sich das kümmerlich sprossende Schnurrbärtchen noch immer so flachsfarben wie früher ab, während das Haar aber nicht mehr den alten Schmalzglanz zeigte. Er harrte sozusagen wieder der Politur Berlins, die draußen auf dem Lande bedenklich verbläht war; dafür sah er wohlgenährter aus, hatte ein breiteres Gesicht bekommen, was Kempen durchaus nicht behagte, womit er sich aber rasch abwandte, denn dieser Muskelmensch war ihm fast so unentbehrlich geworden wie die andre.

Sörgel reichte Klara treuherzig die Hand; als sie dann aber zu Mantel und Hut gegriffen hatte, um selbst den nötigen Gang zu machen, weil sie sich nach der frischen Luft sehnte, sagte er mit einer gewissen Verwunderung: „Ich hab Sie ja schon neulich gesehen, Fräulein, nun fällt's mir ein.“ Und er sah Lorensen an und zeigte seine weißen Zähne, wie immer, wenn er sich über etwas belustigen wollte. Als er an jenem Mittag bereits auf der Straße war, hatte er sie in die Einfahrt biegen sehen und für die „feine Dame“ gehalten, die von Lorensen erwartet wurde, denn neuerdings ging sie eleganter als sonst; nun aber erkannte er sie an ihrer Kleidung und an ihrem dichten weißen Schleier, der ihm besonders aufgefallen war.

„Na, sehen Sie,“ warf Klara gleichgültig ein, gewissermaßen erfreut darüber, unbewußt zu Kempen die Wahrheit gesagt zu haben. „Wo war es denn?“

„Sie gingen hier ins Atelier,“ sagte Sörgel dreist, um Lorensen zu ärgern, denn mit seinem gesunden Menschenverstand reimte er sich sofort alles zusammen. Längst hatte er gemerkt, wie der Blonde hinter ihr her war, ohne aber zu wissen, was sich inzwischen abgespielt hatte.

Lorensen sah bereits das Unvermeidliche kommen, aber sofort half ihm Klara aus allen Nöten. „Richtig, ich wollte sehen, ob Herr Kempen noch hier sei,“ warf sie mit gemachter Ruhe ein. „Es wurde aber nicht geöffnet, draußen hing ein Zettel: 'Atelier geschlossen.'“

Kempen blickte erstaunt auf, beruhigte sich aber rasch, denn er selbst hatte diesen Zettel noch an der Tür gesehen. Lorensen war also jedenfalls schon bei der Arbeit und wollte ungestört bleiben. Sie ging, während Sörgel ein dummes Gesicht machte, denn er vermochte nicht, sich zu erklären, wie die „Dame“ so rasch zu dem Blonden gelangt sein sollte.

„Sie sind noch immer der alte Tolpatz,“ schnauzte Lorensen ihn an, als er gleich darauf etwas unsanft an ihm vorbeistrich und mit seinem Ellenbogen in Verührung gekommen war.

Nach drei Tagen, als die Freunde in ihrer Stube beim Morgenkaffee saßen und Lorensen noch einen sehr verschlafenen Eindruck machte, vertraute er Kempen an, daß er sich am Abend vorher mit Marianne Heilke verlobt habe und daß er sich weiter hinaus im Westen ein Zimmer mieten werde, weil ihm der Weg des Abends zu seiner Braut zu weit sei. Wohlweislich verschwieg er dabei, daß sein zukünftiger Schwiegervater ihm zur Bedingung gemacht hatte, sich so rasch als möglich von seinem Kunstgenossen zu trennen, bevor er wieder eine neue große Arbeit begänne.

Kempen beglückwünschte ihn kurz, zeigte aber nicht die geringste Aufregung, denn Frau Lemke hatte es ihm bereits gesteckt, daß der Betreue demnächst ziehen werde. „Das trifft sich eigentlich ganz gut,“ sagte er dann nach einer Weile, „ich will mich auch verheiraten. Du kannst Dir wohl denken, mit wem.“

„Ja, Herrmann, ich kann es mir denken,“ warf Lorensen leicht erschreckt ein und fand voll Bewegung seit langer Zeit wieder die alte treue Anrede. „Seid Ihr denn schon einig?“

„Schon seit langem,“ sagte Kempen mit Bestimmtheit, da er sich nicht vorstellen konnte, daß Klara nein sagen würde.

Lorensen schritt, die Hände in den Hosentaschen, nachdenklich vor ihm auf und ab, im Innern den Kampf eines Menschen führend, der etwas Bedeutendes sagen möchte, ohne den Anfang dazu zu finden. Inzwischen musterte er wie zerstreut diese kleine Bude, in der noch etwas von ihrer alten Armut lag, die wohl bei ihm nie mehr zurückkehren würde, die aber den anderen auf seinem Lebensweg begleiten könnte, sobald er sich von der Gesellschaft abschloße, ohne die der strebende Künstler kein freudiges Dasein führen konnte. Und Kempen kam ihm schlimmer vor, als einer dieser Gemeinenen: er sah in ihm den Armen im Geiste, der, verrannt in seinem Willen, mit getriebem Blick in diese Welt schaute, die nur zu gern das Lachen bereit hatte, wo andere am liebsten weinen wollten. Und sein Entschluß war gefaßt, zu dem er aber vorläufig auf Umwegen gelangen wollte.

„Ich will nicht rechten mit Dir, Du warst ja immer ein verschrobener Kerl,“ begann er dann wieder. „Und siehst Du, was Du mir jetzt wieder zu verstehen gibst, ist so furchtbar echt an Dir. Bedenke nur eins: es ist unser Modell! Das sagt doch eigentlich alles. Und dann erinnere Dich einmal, wie Du selbst darüber geurteilt hast. Verlobert hast Du sie genannt, die sich so weit vergessen konnten.“

„Ich weiß, ich weiß,“ schnitt Kempen ihm das Wort ab, „Du wirst dann mit mir nicht mehr verkehren können. Hättest Du ja auch sowieso nicht getan. Man ändert eben manchmal seine Ansicht. Na, und was die Welt darüber denkt, ist mir Gottlieb Schulze. Habe ich alles mit mir selbst auszumachen.“

„Du wirst es Dir noch überlegen, Herrmann. Gratulieren kann ich Dir nicht.“

„Schadet auch nichts,“ quetschte Kempen zwischen den Zähnen und betrachtete die Sache als erledigt.

Lorensen ließ ihn wie einen Vernagelten sitzen und ging zuerst fort, um diese längst erwartete Enthüllung allein gehörig zu verdauen. Lange ging er mit sich zu Räte; aber ein Tag nach dem anderen verging, ohne daß er sich zum letzten Wort aufrufen konnte. Allerlei Zerstreungen kamen ihm dabei zugute. Er hatte mit seiner Braut Besuche zu machen und war des Abends viel in Gesellschaft, soweit ihn Heilke nicht mit Beschlag belegte. Endlich hatte Marianne einen fest, und so durchtollten sie all die Kreise, die dem Alten nahe standen, wobei Lorensen es sich gefallen lassen mußte, als großes Wunderkind angestaunt zu werden. Er betäubte sich fast mit Willen, um einen langen Schlaf zu haben, durch den die wenigen Stunden im Atelier noch mehr abgekürzt wurden.

Seitdem er nach Charlottenburg gezogen war, ließ er sich manchmal gar nicht sehen, was er mit der Suche nach einem Atelier entschuldigte. Er hatte das Gipsmodell seines Dichterdenkmals in die Ausstellung gebracht, weil er behauptete, man dürfe dort in keinem Jahre in Abwesenheit anlangen; und befriedigt davon, finzelte er nur noch an neuen Skizzen herum, was er aber auch mit großer Unlust tat. Der ganze Ort erweckte ihm Unbehagen, an dem Klara noch immer herumschlich und ihn jedesmal mit einem großen, fragenden Blick betrachtete, auf den er aber niemals die Antwort fand. Es lastete auf ihm, zu sehen, wie Kempen nur immer ihre unschuldige Miene kannte und sie nach wie vor als die treue Kameradin betrachtete, der er sich in den kleinsten Dingen offenbaren müsse. Oftmals fand Lorensen das so unerträglich, daß er die Hölzer hinwarf, sich anzog und beim besten Licht dabonging.

Kempen erblickte darin nur den Vorteil für seine Kunst. Das Mädchen zu seiner „Erdrosselung“ war beendet, wozu er die Abwesenheit Sörgels benutzt hatte, der Lorensen beim Aufbau seiner Gruppe in der Ausstellung behilflich gewesen war. Allerdings hatte er die letzten Feinheiten nur mit Mühe bewältigen können, gezwungen durch Klaras Einwendungen, die stets etwas Maulendes hatten. Bald klagte sie über Kopfschmerzen, bald kam sie mit der Ausrede, sie müsse rasch einmal nach Hause, da sie Besorgungen für die Mutter habe. Kempen schob das alles der Langeweile der-

selben Arbeit zu, bei der die Modelle die Luft zum Ausbarren verloren, die erst wieder durch eine neue Sache angefeuert wurde. In Wirklichkeit war die Freude, Kempen zu dienen, in Klara erloschen, seitdem Lorenzen den Sieg über sie davongetragen hatte. Mit Vergnügen dachte sie an das fröhliche Gespräch, das sie mit ihm während der Arbeit geführt hatte, an all die kleinen Scherze, durch die sie stets neu belebt worden war: an seine Küsse, an all die Härlichkeiten, unter denen die wenigen Tage ihr wie im Rausch vergangen waren. Bei Kempen herrschte nur Schweigen, die Grust der Arbeit, während bei Lorenzen die Sonne leuchtete, die strahlende Sonne des lebenslustigen Daseins.

16.

Die Stunde kam, wo Lorenzen mit der letzten Aussprache nicht zurückhalten konnte. Es war abends, in den ersten Tagen des Aprils, der in diesem Jahre frühzeitig alles zum Knospen gebracht hatte. Wärme wie im Mai lag in der Luft, so daß die Klettertür weit offen stand. Noch war es hell im Verfraum, denn in durchsichtiger Bläue wölbte sich der Himmel. Sörgel hatte Urlaub bekommen, und Klara war auf kurze Zeit davongeflogen, um das übliche Abendbrot zu besorgen.

Lorenzen war eigentlich nur mit der Botschaft gekommen, daß er am anderen Tage sein neues Atelier in Wilmersdorf beziehen werde. Freimütig wollte er mit Kempen abmachen, was er mitnehmen würde und was hier bleiben könnte. Die besseren Möbelstücke wollte er Kempen lassen, denn er hatte die Absicht, sich zur Behaglichkeit neu einzurichten. Kleinlaut begann er davon zu sprechen, denn er konnte seine Bewegung nicht bemeistern. Drei Jahre lang hatten sie hier zusammen geschafft, fast Schulter an Schulter, wie zwei Kämpfer, von denen ein jeder möchte, daß der andere nicht zuerst unterliege. Und nun war doch der Tag gekommen, wo der eine von dannen zog, getrieben durch die Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Nebel.<sup>\*)</sup>

Von Karl Gwald.

Die Sonne war soeben untergegangen.

Der Frosch quakte sein Gutenacht, das so lang war, daß er gar nicht fertig damit wurde. Die Biene froh in ihren Bienentorb; und die kleinen Kinder weinten, weil sie zu Bett sollten. Die Blume schloß ihre Blätter und neigte ihren Kopf; der Vogel barg seinen Schnabel unter dem Flügel, und der Hirsch ließ sich in dem hohen, weichen Grase auf der Waldwiese nieder.

In der Dorfkirche läutete die Glocke, und als das besorgt war, ging der alte Küster nach Hause. Auf dem Heimwege plauderte er ein wenig mit den Leuten, die draußen ihren Abendspaziergang machten oder vor der Tür standen und eine Pfeife rauchten, und dann sagte er Gutenacht und schloß seine Tür.

Allmählich wurde es ganz still, und die Dunkelheit brach herein. Am Pfarrhof und beim Doktor war noch Licht. Aber in den Häusern der Bauern war es dunkel; denn die stehen im Sommer früh auf und darum müssen sie früh zu Bette.

Die Sterne schimmerten am Himmel hervor, und der Mond schlich sich höher und höher hinauf. Drunten im Dorfe bellte ein Hund. Aber das war sicher ein Traum; denn es war nichts da, weswegen er hätte bellen können.

„Ist hier jemand?“ fragte der Nebel.

Aber niemand antwortete, dann da war niemand.

Da brach der Nebel in seinen hellen, leichten Gewändern hervor. Er tanzte hin über die Wiesen, auf und nieder, hin und her. Dann lag er ein Weilschen ganz still da, und nun begann er seinen Tanz wieder. Hinaus über den See hüpfte er und in den Wald hinein, wo er seine langen, nassen Arme um die Baumstämme schlang.

„Wer bist Du, Kamerad?“ sagte die Nachtviole, die da stand und ihren Duft zu ihrem eigenen Vergnügen ausfandte.

Der Nebel antwortete nicht, sondern tanzte weiter.

„Wer bist Du, Kamerad?“ fragte die Nachtviole. „Weiß Du mir keine Antwort gibst, vermute ich, daß Du ein Grobian bist.“

\*) Die naturgeschichtlichen Märchen Karl Gwalds, von denen unseren Lesern eine Reihe schon bekannt ist, erscheinen jetzt in einer deutschen Gesamtausgabe. Der erste Band liegt bereits vor. (Mutter Natur erzählt. Die Uebersetzung ist von Hermann Rip. Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde in Stuttgart.) Gwalds Märchen haben längst ihren festen Platz in der Literatur; die neue Ausgabe wird dazu beitragen, ihn noch zu befestigen. Die Ausstattung der Gesamtausgabe ist vortrefflich geraten. Willy Planen hat sie mit reizenden Handzeichnungen und ganzseitigen Bildern geziert.

„Jetzt werde ich Dich einschließen,“ flüsterte der Nebel und legte sich um die Nachtviole.

„Nimm Deine Finger fort, Freund! Mir ist, als wäre ich in den Teich getaucht. Du brauchst doch nicht gleich böse zu werden, weil ich Dich frage, wer Du bist.“

Da hob sich der Nebel wieder.

„Wer ich bin?“ sagte er. „Du würdest es doch nicht verstehen, wenn ich es Dir auch erzähle.“

„Versuch es einmal,“ bat die Nachtviole.

„Ich bin der Tautropfen an der Blume, die Wolke am Himmel und der Nebel auf der Wiese,“ begann der Nebel.

„Was ist das?“ fragte die Nachtviole. „Willst Du das nicht noch einmal sagen! Den Tautropfen kenne ich. Der setzt sich jeden Morgen auf meine Blätter, und mir scheint, er gleicht Dir gar nicht.“

„Ja, und doch bin ich es,“ sagte der Nebel betrübt. „Aber keiner kennt mich. Ich muß mein Leben in mancherlei Gestalten zubringen. Manchmal bin ich Tau, und manchmal bin ich Regen, und manchmal riesle ich als klare, süßle Quelle durch den Wald. Aber wenn ich am Abend auf der Wiese tanze, dann sagen die Menschen: der Fuchs braut.“

„Das ist eine sonderbare Geschichte,“ erklärte die Nachtviole. „Möchtest Du sie mir nicht erzählen? Die Nacht ist so lang, und ich langweile mich zuweilen wirklich ein wenig.“

„Es ist eine traurige Geschichte,“ erwiderte der Nebel. „Aber ich will sie Dir gern erzählen.“

Damit wollte er sich niederlegen, aber die Nachtviole bewegte erschrocken alle ihre Blätter.

„Sei so freundlich und bleib mir ein paar Schritt vom Leibe,“ sagte sie, „wenigstens bis Du Dich ordentlich vorgefressen hast! Ich bin nie gern gleich mit Leuten intim gewesen, die ich noch nicht kenne.“

Da ließ sich der Nebel ein Endchen weiter weg nieder und fing an zu erzählen:

„Ich bin tief unten in der Erde geboren — viel tiefer, als Deine Wurzeln reichen. Da kamen wir, ich und meine Schwestern — denn wir sind eine große Familie, mußt Du wissen — zur Welt als reine, kristallklare, kleine Quellen, und da unten mußten wir lange verborgen liegen. Aber eines Tages sprangen wir plötzlich an der Halde hervor, mitten im vollen, hellen Sonnenlicht. Du kannst Dir nicht denken, wie herrlich das war, so durch den Wald dahinzutollen. Wir hüpfen über die Steine und plätscherten gegen das Ufer. Süßliche Fischelein tummelten sich in uns, und die Bäume neigten sich über uns und spiegelten ihre grüne Pracht in uns. Ziel ein Blatt herunter, so wiegen wir es und liebsten es und trugen es in die weite Welt hinaus. Oh — es war so schön! Das war die glücklichste Zeit meines Lebens.“

„Bekomme ich bald zu wissen, wie es zugeht, daß Du zu Nebel wurdest?“ fragte die Nachtviole ungeduldig. „Die Quelle kenne ich. Wenn es ganz still ist, kann ich sie von hier aus, wo ich stehe, rieseln hören.“

Der Nebel hob sich ein wenig und machte ein Tänzen über die Wiese hin. Dann kam er zurück und erzählte weiter:

„Das ist das Schlimme hier im Leben, daß man nie zufrieden mit dem ist, was man hat. So liefen wir weiter und weiter, und zuletzt liefen wir in einen großen See hinaus, auf dem die See-rosen auf dem Wasser schaukelten, und über dem die Libellen mit ihren großen, steifen Flügeln schwirrten. An der Oberfläche war der See blank wie ein Spiegel; aber wir mochten wollen oder nicht, wir liefen ganz gut unten am Boden entlang, wo es dunkel und unheimlich war. Und das konnte ich nicht aushalten. Ich sehnte mich nach den Sonnenstrahlen. Die kannte ich ja so gut von der Zeit her, wo ich mit im Bache dahinfließ. Da gauden sie zwischen den Blättern durch und fuhren wie hellige Lichter über mich hin. Ich wollte sie wiedersehen, drum schlich ich an die Oberfläche hinauf und legte mich im Sonnenschein mitten zwischen die weißen See-rosen und ihre großen, grünen Blätter. Aber, o weh, wie die Sonne da draußen auf dem See brannte! Es war gar nicht auszuhalten, und ich bereute es bitterlich, daß ich nicht da unten auf dem Grunde geblieben war.“

„Das macht mir keinen Spaß,“ sagte die Nachtviole. „Kommt nun bald der Nebel?“

„Hier ist er!“ drohte der Nebel, und legte sich von neuem um die Blume, daß ihr fast der Atem verging.

„Au! Au!“ schrie die Nachtviole. „Du bist wahrhaftig der hitzigste Geselle, den ich kenne. Weg mit Dir, und erzähle weiter, wenn es denn nicht anders sein kann.“

Am Abend, als die Sonne untergegangen war, wurde mir plötzlich so sonderbar leicht zumute,“ fuhr der Nebel fort. „Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber mir war, als müßte ich aus dem See aufsteigen und fliegen. Und ehe ich mich es versah, schwebte ich wirklich über dem Wasser, fort von den Libellen und See-rosen. Der Abendwind trug mich von dannen, hoch in der Luft flog ich; da traf ich viele von meinen Schwestern, die ebenso neugierig wie ich gewesen waren, und denen es ebenso ergangen war. Wir schwebten am Himmel dahin . . . wir waren Wolken geworden, verstehst Du?“

„Ich weiß nicht,“ sagte die Nachtviole. „Sehr glaubwürdig klingt das eigentlich nicht.“

„Aber wahr ist es doch,“ antwortete der Nebel. „Höre jetzt weiter . . . Ein langes Stück trug uns der Wind durch die Luft.“

Aber da auf einmal möchte er nicht mehr und ließ uns fahren. Als ein plötzlicher Regen fielen wir auf die Erde nieder. Die Blumen hatten es eilig damit, sich zu schließen, und die Vögel verkrochen sich — nur die Enten und Gänse nicht; denn sie waren um so froher, je nasser sie wurden. Ja . . . und dann der Bauer, der freute sich, weil sein Getreide Wasser nötig hatte. Er machte sich nichts daraus, daß er naß wurde. Aber sonst richteten wir gar große Verwirrung an."

"So, so, also der Regen bist Du auch," sagte die Nachtviole. "Höre mal, Du hast eigentlich ziemlich viel zu besorgen."

"Ja . . . ich habe nie Ruhe," erwiderte der Rebel.

"Aber ich habe nun doch nicht gehört, wie Du zu Rebel wurdest," sagte die Nachtviole. "Werde aber nur nicht gleich wieder hitzig . . . Du hast mir ja selbst versprochen, es mir zu erzählen, und ich will lieber die ganze Geschichte von vorne hören, als noch einmal in Deinen widerwärtigen, feuchten Armen liegen."

Der Rebel lag ein Weilchen traurig da, und dann erzählte er weiter:

"Nachdem ich als Regen zur Erde niedergefallen war, sank ich durch das schwarze Erdreich hindurch und freute mich schon darauf, an meinen Geburtsort zurückzukommen, zu der tiefen, unterirdischen Quelle. Da hatte man doch wenigstens Frieden und keine Sorgen. Aber wie ich so schön sank, saugten mich die Wurzeln der Bäume auf, und ich mußte mich dareinfinden, den lieben, langen Tag rings in den Zweigen und Blättern umher zu spazieren. Die gebrauchten mich als Lasttier, verstehtst Du. All die Nahrung, die die Blätter und Blüten nötig hatten, mußte ich von der Wurzel her zu ihnen hinaufschleppen. Erst am Abend kam ich frei. Als die Sonne untergegangen war, seufzten alle Blumen und Bäume tief auf, und ich und meine Schwestern flogen bei ihren Seufzern fort als helle, leichte Nebel. Heute nacht tanzen wir auf der Wiese. Aber morgen, wenn die Sonne aufsteht, werden wir wunderschöne, klare Tautropfen, die unter Deinen Blättern hängen. Dann schüttelst Du uns ab, und wir sinken tiefer und tiefer, bis wir zu der Quelle kommen, von der wir herkommen, wenn uns nicht diese oder jene Wurzel unterwegs aufschnappt. Und dann geht die Fahrt weiter: durch den Bach, in den See hinaus, in die Luft hinauf und wieder zur Erde nieder . . ."

"Halt!" rief die Nachtviole. "Mir wird ganz schwindlig, wenn ich Dich höre."

"Jetzt sing der Frosch an, sich zu rühren. Er streckte seine Beine aus und ging in den Graben hinab, um sein Morgenbad zu nehmen. Die Vögel im Walde fingen an zu zirpen, und der Girsch brüllte zwischen den Stämmen."

Der Morgen graute, und die Sonne guckte über den Hügel.

"Was ist das?" rief sie. "Wie sieht es hier aus? Man kann ja nicht die Hand vor Augen sehen. — Morgenwind, auf mit Dir, Du Faulpelz, und lege die häßlichen Nebel fort!"

Und der Morgenwind fuhr über die Wiese und blies die Nebel weg. Da sandte die Sonne ihre ersten Strahlen gerade auf die Nachtviole hinab.

"Robstaufend!" sagte die Blume. "Da haben wir schon die Sonne. Dann muß ich mich aber schnell schließen. Wo in aller Welt ist nur der Rebel geblieben?"

"Hier bin ich ja," sagte der Tautropfen, der an ihrem Stengel hing.

Aber die Nachtviole schüttelte sich ärgerlich. "Das kannst Du andern weismachen," sagte sie. "Ich glaube kein Wort von dem, was Du erzählt hast. Das ist alles dummes, wässriges Zeug."

Die Sonne aber lachte und sagte: "Da hast Du recht!"

## Erzieherische Grundsätze für die Auswahl von Kinderspielzeug.

Es gibt eine Menge von Spielsachen, die sich seit Generationen bewährt haben und die man deshalb ohne weiteres hinnehmen kann. Es erscheinen aber jedes Jahr auch zahllose Neuheiten auf dem Spielwarenmarkt, die nach dieser oder jener Richtung hin vom Ergebrachten abweichen, und deren Bildungswert nicht auf den ersten Augenblick zu erkennen ist. In diesem Falle wählen viele Eltern nach ihrem eigenen Geschmack, in dem guten Glauben, daß dieser Maßstab auch für das Kind der richtige sei. Und später müssen sie oft mit Verwunderung sehen, wie sich das Kind gleichgültig oder ablehnend gegen das teure und prächtige Spielgerät verhält. Ein viel besserer Beurteiler ist das Kind selbst. Zwar hängt es zuerst auch am Neuenherlichen. Es greift auch nach dem wertlosesten Spielzeuge, wenn es nur fürs Auge recht hübsch aufgeputzt ist. Erst durch den Gebrauch lernt das Kind sein Spielzeug wirklich kennen, und dann läßt es sich nicht mehr durch den äußeren Schein blenden. Was seine Bedürfnisse befriedigt, das bleibt in Ehren, was ihnen aber wenig oder gar keine Nahrung bietet, das kommt in den Winkel; lieber kehrt dann das Kind zu seinen alten, unscheinbaren Spielsachen zurück.

Es kommt uns aber darauf an, den Wert eines Spielzeuges schon beim Einkauf zu erkennen. Wir wollen deshalb versuchen, dafür einen sicheren Maßstab zu finden. Wir gewinnen ihn aus dem Wesen des Kinderspiels heraus, besonders aber aus den

erzieherischen Wirkungen und aus den psychologischen Ursachen des Spieles.

Die ersten Spiele des Kindes, die schon kurze Zeit nach der Geburt einsetzen, sind ein fortwährendes Experimentieren mit seinen Gliedern und seinen Sinneswerkzeugen, später auch mit den Dingen der Außenwelt. Dabei macht das Kind die ersten Erfahrungen, gewinnt die ersten Vorstellungen von den Eigenschaften der Dinge, lernt Ursachen und Wirkungen kennen und in Zusammenhang bringen, lernt aufmerken, denken, wollen und handeln. Durch dieses spielende Experimentieren gewinnt das Kind nach und nach die Herrschaft über seine Sinneswerkzeuge, seine Nerven, seinen Körper, seinen Geist und über die Dinge der Außenwelt. Der Psycholog Preyer meint, es sei kaum zu ermessen, wie viele von ihren Alltagskenntnissen die meisten Menschen nur durchs kindliche Spiel erworben hätten. Mit zunehmendem Alter des Kindes und reicheren Formen des Spieles vermehren und vertiefen sich auch die erzieherischen Wirkungen. Während bei den Fange- und Wurf-, bei den Hasche- und Turnspielen (Ball, Murmeln, Reifen, Schaukel u. a.) die Entwicklung sich mehr auf körperliche Eigenschaften, auf Geschicklichkeit, Anmut und Kraft erstreckt, entfalten sich bei anderen (Puppe, Baulasten, Kaufmannsladen, Sandhausen u. a.) wieder mehr Gaben des Geistes, Gemütes und Charakters; die Kinder werden schöpferisch tätig beim Spiele, und es wird zur Quelle der Schaffenslust und Schaffenskraft. Bei den sozialen Formen des Kinderspiels (Mäuer und Gendarm, Soldaten, Schulekatten, Kasse und Maus) entwickeln sich neben den rein persönlichen Eigenschaften des Mutes, der Klugheit, Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Ausdauer, Gewandtheit und Kraft die sozialen Tugenden der Kameradschaft und Treue, des Rechtsgefühls, Pflichtbewußtseins, der Unterordnung unter einen Führer oder eine Idee, der Unterdrückung des eigenen Willens im Interesse gemeinsamen Handelns zum Wohle des Ganzen. Hier wird das Spiel zur ersten Schule des geselligen Zusammenlebens, zur Urform der Gesellschaft und des Staates. Wir können alle Spiele der Reihe nach hernehmen, und wir werden finden, daß sie alle starke Wirkungen auf das ganze Denken, Fühlen, Wollen und Tun des Kindes ausüben. Diese Wirkungen können gut und schädlich sein, schädlich bis an die Grenzen der Krankhaftigkeit (z. B. Entartung des Experimentiertriebes bei jugendlichen Brandstiftern und Verbrechern). Und diese Wirkungen sind so kräftig, weil das Spiel wie kaum eine andere Lebensäußerung auf den stärksten Triebkräften des Handelns, auf Freiheit und Neigung beruht.

Die moderne Psychologie hat uns gezeigt, daß sich die erzieherische Wirkung des Spieles auf eine unbewußte Vor- und Einübung von Kräften und Tätigkeiten erstreckt, die der Mensch im späteren Daseinskampfe braucht. Das Spiel ist eine unbewußte Selbstziehung des Menschen.

Die inneren Ursachen, die treibenden Kräfte des Spieles sind im Trieb- und Instinktleben zu suchen. Bei der Entstehung und beim Vollzuge des Spieles sind sämtliche Triebe beteiligt, besonders aber Bewegungs-, Nachahmungs-, Geselligkeits- und Kampftrieb, der starke Betätigungs- und Gestaltungsdrang und das große Illusionsbedürfnis des Kindes. Das Spiel ist der Ausdruck einer gesunden geistigen und körperlichen Entwicklung, es ist für das Kind ebenso notwendig wie Essen und Trinken, Atmen und Schlafen; es beruht auf inneren Kräften, die nach Verdrängung und Entladung drängen, auf Trieben, die mit Naturnotwendigkeit Befriedigung verlangen. Wird dem Kinde Ausdruck und Darstellung seines Innenlebens in der Form des Spieles erschwert, so sucht sich der Kräfteüberschuß einen anderen Ausweg in der Form von Unarten und Schwelgereien, oder diese ursprüngliche kindliche Kraft verkümmert und verwehrt. Psychologisch ist das Spiel von zwei Seiten her zu verstehen: es ist eine Form, in der sich das kindliche Triebleben äußert; fürs Kind selbst ist es das natürlichste und wirksamste und deshalb mit starken Lustgefühlen verbundene Mittel zur Befriedigung seiner Triebe und Bedürfnisse. Während der Befriedigung dieser Bedürfnisse mittels des Spieles entfalten sich alle angeborenen Anlagen und Kräfte des Kindes, und die Erwerbung neuer, im Daseinskampfe unentbehrlicher Fähigkeiten wird angebahnt. Das ist der dem Kinde unbewußte biologische Zweck des Spieles.

Von diesen Gesichtspunkten ergibt sich der sicherste Maßstab zur Beurteilung der Bildungswerte bei der Auswahl von Spielsachen: sie entsprechen ihrem Zweck nur dann, wenn sie Kräfte in Bewegung setzen, wenn sie die Schärfe der Sinne, die Geschicklichkeit der Hand, die Empfänglichkeit des Auges für Formen und Farben, die Kraft und Gewandtheit des Körpers fördern, wenn sie den spekulativen Verstand oder die ästhetische Phantasie stark in Anspruch nehmen, wenn sie Geschmack, Gemüt und Charakter bilden, wenn sie das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln des Kindes nach irgendeiner Seite hin günstig beeinflussen. Setzt das Spielzeug keine dieser Kräfte nachhaltig in Tätigkeit, dann ist es ohne Bedeutung für die Entwicklung guter Neigungen, Anlegen und Fähigkeiten, dann ist es erzieherisch wertlos, und solches Spielzeug gibt es leider in großer Menge; wenn es aber die Entfaltung jener Kräfte nach irgendeiner Seite hin hemmt oder gar in falsche Bahnen lenkt, dann ist es sogar schädlich und wenn es fürs Auge noch so verlockend aufgeputzt ist.

(Aus der Dürer-Bundes-Korrepondenz.)

Max Wettsfeld.

## Kleines Feuilleton.

### Literarisches.

**Zwei gute Jugendbücher.** Auch in der Arbeiterschaft rühren sich Kräfte, um beizutreten zu dem Werk der Begründung einer neuen Jugendliteratur, die den Bildungsbedürfnissen der Gegenwart und ihren erzieherischen Einsichten entspricht. Das Werk ist notwendig wie das tägliche Brot, und schon deshalb verdient ein Buch wie Richard Woldts „Im Reiche der Technik“ (Kaden u. Co., Dresden, 1,50 M.), daß man ihm dankt. Dant muß ihm aber auch sachlich werden, Dank, von dem Klara Zetkin als Anregerin des Buchinhalts ihren Teil nehmen möge: ein Stück der Kulturarbeit, die in der „Gleichheit“ zum Besten der Geistesbildung des proletarischen Nachwuchses geleistet wird, tritt, neuen Kreisen sichtbar, zutage. Nun kann der Flug neue Bodenscheiden aufschneiden. Ich glaube, dazu hat dies aus der Welt der neuen technischen Wirklichkeiten herausgelebte Buch die Kraft. Arbeiterkinder will es Gefährte werden, und man darf annehmen, in den letzten zwei Volksschuljahrgängen wird es eine Menge Leser geben, die ihm folgen können. Woldt kennt seinen Stoff, er steht so gut über ihm, daß er mit dem Tone ruhig-klarer Sicherheit davon reden kann, der zum Lehren notwendig ist. Er beschränkt sich immer auf das Wesentliche und gibt es elementar, und doch hat sein Buch Fülle. Das hängt mit der Art der Darstellung zusammen, die den Stoff nicht bloß von der technischen Seite zeigt. Woldt läßt die historischen, die sozialen Beziehungen lebendig werden; die Maschinen, von denen er spricht, sind in Bewegung, man sieht sie arbeiten, erlebt ihr Werden: der Fluß der Entwidlung ist in dem Ganzen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftswille, der Mensch als Erfinder der Maschinen und der Mensch, der in die unterjochende Gewalt der Maschinen geraten ist, endlich der Mensch, der sich mit geklärter sozialer und kultureller Erkenntnis des Joches erwehrt. Wahrhaft ein Weltbild des Kräftespiels der errungenen technischen Vollkommenheiten breitet sich aus. Mit immer wachem Interesse liest man die 90 Seiten des Buches, das mit vielen, meist gut gegliederten Zeichnungen des Genossen Kurt Vergold ausgestattet ist, und weiß sehr bald — was das Titelbild veranschaulicht —, daß das Buch auch für Erwachsene ein eindrucksvoller Lesestoff sein kann.

Bücher, die wie dieses in und über das großbewegte Welttreiben stellen, sind für unsere Jugend das Wichtigste. Aber auch die Bücher bedeuten wertvolles, die den Leser der unberührten, urwäldigen Natur gegenüberstellen. Das tun einige Bücher, die in den letzten Jahren der aus der skandinavischen Literatur schöpfende Verlag von G. Neffeburger, Leipzig, herausgebracht hat. Hans Knruds „Sidsel Langröcken“ gehört dazu, dies Naturkindidyll, dem man die Liebe, die es sich erworben hat, gerne gönnt. Denn es hat nichts von den süßlich-umwahren Geschichten, die einst in Deutschland das Landkind und seine Welt auf Kosten der Stadt und ihres Jungwuchses herausfärbten. Es ist in der Zeichnung der ländlichen erusthaften Einfachheit der Kindesseele von reizend liebevoller Lebenswahrheit. Auch John W. Rylander lebt mit liebevollem Versehen in der Seele des Kindes. In seinem jetzt aus dem Schwedischen herübergeholtene Buche „Die Jungen auf Metho la“ (2,50 M.) zeichnet er ein Knabenpaar, Jalle und Olle, zwei wackerfrische Kerlchen, die auf einem finnischen Landgut aufwachsen. Die Stadt ist fern und berührt sie nicht; und als sie dennoch tut — sie schickt den Brüdern einen sommerlichen Spielgenossen —, gewinnt das kleine Vögel und ihre zwischen Wald, Wiese, Acker und See eingehegte einsame Welt nach einigem unentschiedenen Plänkeln schnell genug den Sieg. Rylander weiß der Gefahr, die Stadtkultur teufelschwarz zu malen, nicht ganz zu entgehen; aber man kommt darüber hinweg, weil schließlich dieser Punkt nicht die Hauptsache des Buches ist. Es will fesseln (und fesselt auch) durch die Schilderung kleiner Szenen aus dem Leben der beiden kleinen Gutsjungen während eines Winters und Sommers. Man erlebt ein Stück kindliches Wachstum, und es ist Rylander aus guter Beobachtung der Wirklichkeit heraus gelungen, die Linie zu zeichnen, auf der Spiel und ernsthaftes Tun noch eng miteinander verbunden sind und doch schon sehen lassen, wie sie sich voneinander lösen. Aber das ist für den erwachsenen Leser. Den Bünschen jugendlicher Leser entspricht die Aufteilung des Stoffes in zehn Bildern, deren jedes ein besonderes Stück ländlicher Umwelt, Lebensweise und Erlebnisse zeichnet. Das geschieht mit einer schlichten Deutlichkeit, die unmerklich ihr Ziel erreicht. Geweckt wird der Sinn für nütliches Schaffen in der besten Bedeutung des Wortes, der Sinn für gesunde Kraft, die sich freudig bewegt, und das ist nun einmal das Beste, was ein Jugendbuch wollen und geben kann.

### Kunst.

**Anselm Feuerbach.** Ein Vermächtnis. Mit einem Vorwort von Udo Bernays. Neuverlegt bei Meyer u. Jessen, Berlin, broch. 2,50, geb. 3,50 M. Sie nennen ihn einen deutschen Maler; sie sagen, daß Anselm Feuerbach der deutschen Seele ein ewiges Denkmal gesetzt habe. O, über die Weisheit der Schulmeister und aller nachhinkenden Propheten! Immer erkennen sie das Deutsche erst dann, wenn solche Erkenntnis längst überflüssig wurde. Gegen die aufsteigende Sonne sprigen sie ihren zvergischen Haß; sie merken

den Sieger erst, wenn der Zug seines Triumphes über sie dahingegangen. Die hartnäckigsten Feinde einer neuen Genialität waren noch immer die professionellen Auguren, die beamteten und abgestempelten Fachleute. Davon hat Feuerbach mehr als die Fülle zu spüren bekommen. In seinem Vermächtnis, diesem herrlichsten und gewaltigsten, rührendsten und leidenschaftlichsten aller deutschen Malerbücher, erzählt er von dem Instinkt der Deutschen — deutsche Kunst zu erkennen: „Bei Durchsichtung alter Papier fand sich ein mächtiges Paket Briefe von deutschen Ausstellungsbehörden, an meine Mutter gerichtet. Der Inhalt sämtlicher Zuschriften ist folgender: die Bilder Ihres Herrn Sohnes sind wohl verpackt an Ihre werthe Adresse abgegangen . . . Morgen gebe ich ganz gemüthlich wieder meinen letzten Taler aus. Man nennt das in Deutschland den Kampf des Genies mit dem Leben . . . Den holdseligen Eindruck Pompejis, des Meeres der Bronzen und der Vasen zu schildern, ist unmöglich. Ich habe an hoher Anschauung gewonnen und mich dem reinsten Genuß hingeben können, und ich habe innerlich geschworen, daß die Kleinlichkeit und Engherzigkeit meines Vaterlandes meinen Geist nicht unterdrücken sollen . . . Die Grabchrift ist schon fertig, sie lautet:

„Hier liegt Anselm Feuerbach,  
Der im Leben manches malte,  
Fern vom Vaterlande — ach —  
Das ihn immer schlecht bezahlte.“

Sie heißen ihn einen deutschen Maler. Ob sie es gern tun, das ist die Frage. Eins steht jedenfalls fest: wer heute Liebermann bevorzugt, weil er französisch malte, wer van Gogh und Gauguin ablehnt, weil sie Ausländer seien, der besitzt noch immer kein Organ, um Feuerbach, den deutschen Künstler, zu erleben. Denn das, was Feuerbach aus der Schar der vielzuvielen Maler deutscher Vaterschaft aussondert, ist das Spezifikum des Künstlerischen, des Verbrennens im eigenen Feuer, der Verachtung des Alltäglichen, der Aufrichtung einer neuen, noch nie dagewesenen Form. Alle Kunst erschöpft sich im Schaffen neuer Formen. Wer das zu begreifen und zu empfinden vermag, wird dem Genie, einerlei durch welches Tor es hereintritt, Zweige auf den Weg breiten. Wer aber die Genialitäten des jungen Tages mit Steinen wirft, der soll uns nicht heucheln, daß er Feuerbach, den Künstler, verehere.

Wir ändern aber, die wir die Brücke sehen, die von Feuerbach führt zu Hodler, wir freuen uns ob der Neuherausgabe dieses Vermächtnisses, dieses Documentes, geschrieben mit dem Herzblut eines tapferen Mannes, der unendlichen Liebe eines Erdensohnes und der Blut eines Schöpfers, der aus eigener Kraft die Erde überwinden wollte.

### Hygienisches.

Die Kunst, das Leben zu verlängern. Die einst von Alchimisten und Zauberkünstlern vergebens gesuchte Kunst, das Leben zu verlängern, will der Amerikaner Horace Fletcher gefunden haben. Nach langen, bei reichlichen Mahlzeiten in sitzender Lebensweise verbrachten Jahren kam er plötzlich zu der Erkenntnis, daß er sich bisher „systematisch vergiftet“ hatte, und er begann ein neues Leben nach einer Methode, die als „Fletcherismus“ heute Tausende von Anhängern zählt. Von den Einzelheiten dieses Systems, seiner Ausbildung und seiner Ausbreitung berichtet Dr. A. de Neubille in einem Aufsatz der „Revue“. „Um lange zu leben, muß man lange kauen“, lautet das oberste Prinzip seiner Lehre und folgende sind die fünf Gebote des Fletcherianers: 1. Appetit abwarten, 2. den Appetit bei der Wahl der Nahrung berücksichtigen, 3. die Nahrung so kauen, daß man allen Nährwert herauszieht und den Nahrungssaft von selbst heruntergleiten läßt, 4. der Mahlzeit die ganze Zeit widmen, die sie erfordert, sich niemals eilen, immer daran denken, daß man isst, und sich systematisch dieser Tätigkeit mit aller Konzentration hingeben, 5. sich die Ueberzeugung zu eigen machen, daß jede Mahlzeit eine Handlung ist von entscheidender Bedeutung für das Leben, und sie so ausführen, daß sie im vollsten Maße ihrem Zwecke entspricht. Die Resultate, die durch die Befolgung dieser Gebote hervorgerufen werden, schildert der Erfinder in den glühenden Farben des Glücklichen, für den der lange gesuchte Stein der Weisen kein Geheimnis ist. Aber die von ihm nur nach seiner Erfahrung angewendete Methode ist durch bedeutame wissenschaftliche Forschungen als ein wohlberechtigtes Mittel gesunder Lebensführung anerkannt worden. Vor allem hat der berühmte russische Physiologe J. P. Pawlow den Fletcherismus auf seinen Wahrheitskern untersucht und ist selbst zu einem Anhänger des Systems geworden. Früher war man der Ansicht gewesen, daß der für die Verdauung so wichtige Magensaft durch die Nahrungsaufnahme angeregt wird und die Nahrung im Magen durch Entweichen des Saftes erst bedingt. Pawlow stellte durch Versuche an Hunden fest, daß der Magensaft und die die Verdauung befördernde Tätigkeit eine Folge des Hungergefühls ist. Wenn „einem das Wasser im Munde zusammenläuft“, wenn man Verlangen und Begier nach Speise hat, dann wird die Sekretion des Magensaftes hervorgerufen. Pawlow bestätigt also nicht nur den alten Spruch, daß Hunger der beste Koch ist, sondern er erweist auch die Lehre Fletchers als richtig, daß der, der mit Appetit isst, die Speisen am besten verdaut. Und auch die anderen Gebote des Lebensapostels erhalten ihre Bestätigung durch die Wissenschaft. Die Konzentrierung der Aufmerksamkeit auf das Essen ist von höchster Bedeutung für die Bekömmlichkeit der Nahrung.